

Valeska Lembke: *Minnekommunikation. Sprechen über Minne als Sprechen über Dichtung in Epik und Minnesang um 1200*, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013 (Studien zur historischen Poetik 14; Dissertation Universität Oldenburg), 469 S.

Die mittelhochdeutsche Minnedichtung wurde seit Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung aus ganz unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und interpretiert. Wir kennen den Minnesang als *poésie formelle*, als Rollensyrik, als höfisches Zeremonialhandeln, als paraituelle Handlung, als Erlebnis- und Bekenntnislyrik, als Posenrhetorik oder als dem modernen Pop und Rock vergleichbare Kunstgattung des vorgetragenen Liedes – um nur einige Betrachtungsweisen zu nennen. Einmal werden die Texte stärker als Leselyrik aufgefasst, dann wieder steht der Aufführungscharakter als Bestandteil ihrer Poetik im Vordergrund, einmal überwiegen textimmanente Interpretationen, dann wieder geht es um die Frage nach ihrer pragmatischen Einbindung. Mit der hier zu besprechenden Oldenburger Dissertation von Valeska Lembke liegt nun eine weitere, nicht grundsätzlich neue, aber in ihrer theoretisch-methodischen Reflektiertheit und hinsichtlich der Stringenz, mit der die Fragestellung verfolgt wird, bislang nicht da gewesene Interpretation vor: nämlich die der Minnedich-

³ Frank Fürbeth: *nutz, tagalt* oder *mär*. Das wissensorganisierende Paradigma der ‚philosophia practica‘ als literarisches Mittel der Sinnstiftung in Heinrich Wittenwilers „Ring“, in: DVjs 76, 2002, S. 497–541. Das Buch von Tobias Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Berlin 2011, ist zwar noch bibliographisch berücksichtigt, aber nicht mehr eingearbeitet.

tung als poetologischer Metakommunikation. Lembke profiliert damit eine Rezeptionsebene der höfischen Minnedichtung, die – das betont sie mehrfach – andere weder ausschließt noch zwangsläufig bei jedem Rezeptionsvorgang realisiert werden muss bzw. musste (u.a. S. 43).

Die Untersuchung beschränkt sich nicht auf den zwischen 1170 und 1220 entstandenen Minnesang, sondern bezieht die zeitgenössische höfische Epik mit ein. Vergleichbarkeit schafft Lembke dadurch, dass sie von einer weitgefassten Definition von höfischer Minne ausgeht, indem sie diese als ein Gefühl definiert, das sich zum einen durch „unwiderstehliche Macht“ und zum anderen durch „unendliche Dauer“ auszeichnet (S. 68). Mit dieser Definition, die freilich nicht auf alle Minnekonzeptionen der höfischen Dichtung zutrifft, aber doch gattungsübergreifend auf viele, lenkt Lembke den Blick auf kommunikative Aspekte höfischer Minne. Denn sie benennt damit zwei Eigenschaften, die die Verfahrensweisen des Erzählens von Minne maßgeblich beeinflussen, indem sie umfassende Minnereflexion und -kommunikation anregen (S. 68). Zwar bestreitet Lembke die Möglichkeit der wechselseitigen Beeinflussung von literarischen Entwürfen und sozialer Realität nicht (S. 29), sie betont jedoch – wohl zu Recht –, dass die höfische Minne im Unterschied zu anderen Emotionen wie Trauer oder Zorn nicht über außerliterarische rituelle Ausdrucksformen verfügte, mit denen sie im höfischen Alltag des 12. Jahrhunderts verankert gewesen wäre und die entsprechend literarisch hätten abgebildet werden können (S. 17). Demzufolge mussten solche Ausdrucksformen erst einmal innerliterarisch etabliert und ausgehandelt werden.

Die die Untersuchung leitende These ist, dass die enge Verbindung von Minne und Dichtung bzw. von Minne und Kommunikation sowie die hohen Anforderungen des Sprechens und Dichtens über Minne, die deren paradoxe Darstellung als gleichzeitig wesentliches und riskantes Element der höfischen Kultur umfassen, dafür prädestiniert sind, zum Medium der poetologischen Metakommunikation zu werden (u.a. S. 16 und S. 35).

Ein zentraler theoretischer Begriff der Studie ist der von Werner Wolf geprägte Begriff der ‚Metareferenzialität‘ (S. 46),¹ der von der Metaebene eines Textes aus getätigte metakommunikative Aussagen zur Textebene bezeichnet, die sich nicht nur auf den jeweiligen konkreten Text beziehen, sondern in größerem Rahmen die Bedingungen, Strukturen oder Leistungen des Mediums reflektieren (ebd.). Entscheidend für das Verständnis von Lembkes Ansatz ist, dass Wolfs Medienbegriff nicht wie in der mediävistischen Debatte üblich auf die medialen Voraussetzungen des Literaturbetriebs zwischen Mündlichkeit und

¹ Vgl. Werner Wolf: Metaisierung als transgenerisches und transmediales Phänomen: Ein Systematisierungsversuch metareferenzieller Formen und Begriffe in Literatur und anderen Medien, in: Metaisierung in Literatur und anderen Medien. Theoretische Grundlagen – Historische Perspektiven – Metagattungen – Funktionen, hg. v. Janine Hauthal u.a., Berlin, New York 2007, S. 25–64, hier: S. 38f.

Schriftlichkeit zielt, sondern die Literatur selbst als Medium definiert (ebd.). So gesehen enthält die Metaebene von Minnedichtung Aussagen des Dichters zum literarischen Diskurs und seiner Position darin, also zum Medium ‚höfische Dichtung‘, ebenso wie zum eigenen Text als Teil dieses Mediums (S. 46f.).

Eine zweite zentrale Untersuchungskategorie ist die ‚Minnekonzeption‘ (S. 43f.), die Lembke entsprechend ihres kommunikationstheoretischen Ansatzes und in Abgrenzung zur Minnesangforschung nicht als spezifische Zusammenstellung von Eigenschaften der Minne definiert, sondern als spezifische Strategien des Sprechens über Minne (S. 44). Um die Untersuchung solcher Konzeptionen von Minnedichtung geht es ihr, wobei sie die auf der Metaebene des Textes angesiedelten impliziten Verweise auf den literarischen Diskurs nicht als zufällige Reflexe wertet, sondern – zumindest dann, wenn diese Verweise bestimmte, von Lembke selbst definierte Bedingungen erfüllen (s.u.) – als strategisch eingesetzte Kommunikationsangebote der Dichter an die Rezipienten. Aus diesen Überlegungen schließt sie, dass sich anhand der Untersuchung der Metareferenzialität von Minnedichtung Informationen über die Kommunikationsstrukturen zwischen Dichter und Rezipienten gewinnen lassen müssen und mehr noch: Rückschlüsse auf die Produktions- und Rezeptionsbedingungen der Dichtung sowie auf die Kommunikationsstrukturen höfischer Gesellschaft insgesamt (u.a. S. 34f.; S. 426–442). An diesem ambitionierten Ziel sind ihre Interpretationen zu messen.

Das Buch umfasst ein Kapitel zur Epik (S. 61–224) und eines zur Lyrik (S. 225–424). Zu den Texten, die untersucht werden, gehören Heinrichs von Veldeke „Eneasroman“ und Hartmanns von Aue „Klage“ sowie die diesen beiden Dichtern zugeschriebene Minnellyrik, ferner Eilharts von Oberg „Tristrant“, Gottfrieds von Straßburg „Tristan“ und die Minnellyrik Heinrichs von Morungen, Walthers von der Vogelweide und Reinmars des Alten.

Lembke strebt keine Gesamtinterpretationen an, sondern konzentriert sich auf für ihre Fragestellung relevante Textstellen, d.h. solche, die sie als Kommunikationsangebote wertet, mit denen der Dichter auf den Status von Minne als literarischem Motiv aufmerksam macht. Für die Epik zählt sie hierzu Textstellen, an denen Minnekommunikation und -reflexion der Figuren bzw. des Erzählers im Zentrum stehen (S. 75f.). In Bezug auf die Lyrik nimmt sie vor allem Minnekanzonen in den Blick, die Ich-Aussagen über das Singen enthalten (S. 234), sowie Lieder, die deutlich erkennbare deiktische Schlagworte aufweisen (S. 241–244).² Diese Eingrenzung des Untersuchungsgegenstands leuchtet aus pragmatischen Gründen ein, nicht aber aus inhaltlichen. Denn es hätte freilich noch ganz andere Phänomene gegeben, die für Lembkes Fragestellung von Interesse gewesen wären; so z.B. die Sprecherrollen-Mouvance in einigen Stro-

² Lembke definiert das deiktische Schlagwort als „autorspezifische Erscheinung mit einer differenzierten semantischen Funktion“ (S. 244).

phen des Kürenberger-Corpus, die das Potenzial aufweisen, metapoetologisch über sich selbst hinauszudeuten. Warum solche Aspekte ausgeschlossen wurden (S. 228–232), bleibt unklar.

Das Erkenntnispotenzial ihres Ansatzes erweist sich in den differenzierten, überzeugenden Interpretationen, die neue Perspektiven auf vieldiskutierte Fragen eröffnen, so z.B. in Bezug auf die Frage nach der Funktion von Minnedichtung. Daneben enthält das Buch auch einige Interpretationen, die in Hinblick auf die Gewinnung von poetologischen Metaaussagen forciert wirken. Beides soll im Folgenden exemplarisch anhand von Lembkes Ausführungen zu Heinrichs von Veldeke Minnesang aufgezeigt werden.

In Bezug darauf spürt Lembke eine wiederkehrende Denkfigur auf: die Vorstellung nämlich, dass das Ich mit seinem Sang für die Hörer genau das bewirkt, was die Dame für das Ich bewirken sollte, nämlich *trôst* und in der Folge *hohen muot* (S. 270). Daraus schließt sie, dass die Funktion des Minnesangs für Heinrich offenbar nicht darin besteht, die Rezipienten zur Nachahmung der dargelegten Minneerfahrungen und -handlungen anzuregen, sondern vielmehr darin, ihnen diese zu ersetzen (und damit zu ersparen). Minne werde auf diese Weise zur Chiffre für Minne-Sang (S. 408). Im Unterschied dazu ist – so zeigt Lembke – z.B. der Minnesang Hartmanns von Aue nicht auf emotionale Affizierung des Publikums ausgerichtet, sondern auf dessen intellektuelle Beteiligung (S. 307–309).

Solche grundlegenden Beobachtungen bleiben leider etwas im ‚luftleeren Raum‘ stehen, da sie kaum an die bestehende Forschungsdiskussion zum Minnesang angebunden werden (vgl. z.B. S. 407–409). So wäre z.B. zu überlegen gewesen, wie sie sich zu Jan-Dirk Müllers Überlegung verhalten, wonach es sich bei den Ich-Aussagen der Minnekanzone um exemplarische Rede handelt,³ oder zu Harald Haferlands These von der Authentizität der besungenen Minneerfahrungen.⁴ Anhand einer diesbezüglichen Auseinandersetzung hätten sich Lembkes Erkenntnisse deutlicher profilieren und forschungsgeschichtlich positionieren lassen.

Einschlägig ist ferner Lembkes Beobachtung, wonach die in Heinrichs Minnesang häufig vorkommenden Wörter *blide* und *blideschaft* nicht wie in der Forschung bislang angenommen als austauschbare, regionalsprachliche Synonyme von *vrô* und *vröide* zu betrachten sind (S. 249–252), sondern als konzeptionelle Begriffe, in denen sich die Vielfalt verschiedener Minnekonzeptionen spiegelt. Dies geschieht, indem sie in wechselnden Kontexten wechselnde Merkmale

³ Jan-Dirk Müller: Ritual, Sprecherfiktion und Erzählung. Literarisierungstendenzen im späteren Minnesang, in: Wechselspiele. Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen in mittelhochdeutscher Lyrik, hg. v. Michael Schilling, Peter Strohschneider, Heidelberg 1996, S. 43–76.

⁴ Harald Haferland: Hohe Minne. Zur Beschreibung der Minnekanzone, Berlin 2000.

von Freude und Minne akzentuieren (S. 263). Aus Lembkes Perspektive heißt das – und das leuchtet ein –, dass die Wörter *blide* und *blideschaft* damit eine implizite Rezeptionsanweisung für Minnedichtung enthalten. Denn mit ihnen wird Minne als Thema einer literarischen Diskussion erkennbar, die sich aus den flexibel kombinierbaren Vorgaben verschiedener Minnekonzeptionen und Gattungen speist (S. 265).

Zu den forcierten Interpretationen gehört dagegen Lembkes Interpretation von Heinrichs einstrophigem Lied XXXI (MF 67,25):

*Die dâ wellen hoeren mînen sanc,
ich wil, daz si mir sîn wîzzen danc
staeteclîche und sunder wanc.
die ie gemînneten oder noch minnen,
die sint vrô in manigen sinnen –
des die tumben niene beginnen,
wan sî diu minne noch nie betwanc –
noch ir herze ruochte enbinden.⁵*

Lembke stellt zwar zu Recht fest (S. 271), dass das Lied mit einer Ich-Aussage anhebt, in der der Dichter/Sänger von seinen Rezipienten Dankbarkeit für seinen Sang einfordert (vv. 1–3). Weshalb jedoch die darauf folgende Aussage: ‚Wer jemals liebte, ist *vrô*, wer nicht liebt, ist *tumb*‘ (vv. 4–8) gleichwohl als Aussage über das Singen gewertet wird, bleibt völlig unklar. Lembke zufolge wird in den Versen 4–8 eine Erklärung dafür abgegeben, warum die Rezipienten dem Dichter zu Dank verpflichtet sind, nämlich weil sein Sang ihnen qua literarischer Minneerfahrung *vröide* bringe (S. 271). Diese Interpretation scheint mir diskutabel, denn von *vröide*-bringendem Sang ist in diesem Lied nicht die Rede. Des Weiteren postuliert Lembke, dass das Verhältnis zwischen Dichter und Publikum, das im Minnesang oftmals als Dienst-Lohn-Verhältnis imaginiert wird, hier verkehrt werde, indem sich der Dichter/Sänger nicht zum Diener, sondern zum Herren erkläre, der „von seinem Publikum keinen *lôn*, sondern *staeteclîchen dienst*“ (S. 272) einfordere. Auch diese Interpretation scheint mir zu weit hergeholt, denn von *staeteclîchem dienst* ist in diesem Lied nicht die Rede, sondern von *staeteclîchem danc*. Dieser ist nun aber nicht als Dienst aufzufassen, den das Publikum dem Dichter/Sängern leistet, wie es Lembke postuliert, sondern als *lôn* für dessen Sang. Insofern aber wird hier nichts Anderes wiedergegeben als das gängige Schema.

Im Schlusskapitel (S. 425–442) reflektiert Lembke die Ergebnisse der Studie in Hinblick auf die Frage nach der Funktion höfischer Minnedichtung für die höfische Gesellschaft. Ihre zentrale These richtet sich vor allem gegen Erklärungsmodelle, die an die Zivilisationstheorie Norbert Elias’ anknüpfen. Lembke zu-

⁵ Zitiert nach: Des Minnesangs Frühling, hg. v. Hugo Moser, Helmut Tervooren. Unter Benutzung der Ausg. von Karl Lachmann, Moriz Haupt, Friedrich Vogt, Carl v. Kraus, Bd. I: Texte, Stuttgart ³⁸1988.

folge lag der Schwerpunkt der Minnedichtung um 1200 gerade nicht auf der direkten Einwirkung auf das Verhalten oder die Gefühle der Rezipienten (S. 431). Vielmehr sei es zunächst einmal darum gegangen, den Geltungsanspruch der höfischen Dichtung durchzusetzen und ihren Rang als Bestandteil der höfischen Kultur zu begründen. Demnach habe das Sprechen über Minne den Dichtern primär die Möglichkeit geboten, ihrer Kunst Legitimation zu verschaffen. Erst dann sei sie frei geworden für unterschiedliche Funktionszuschreibungen (S. 432).

Ungeachtet der genannten Kritikpunkte halte ich dieses Buch für einen glänzenden Beitrag zur Erforschung der höfischen Minnedichtung. Theoretisch-methodisch gut durchdacht, schaffen die differenzierten Interpretationen Anschlussmöglichkeiten für weitere Forschung. Es wäre zu wünschen, dass dieses Buch Beachtung findet. Denn es wäre längstens an der Zeit, Ergebnisse zur höfischen Minnedichtung aus methodisch unabhängigen Herangehensweisen nicht länger voneinander abzugrenzen oder gar gegeneinander auszuspielen, sondern zu fragen, inwiefern sie sich gegenseitig validieren und ergänzen.

Salzburg

Anna Kathrin Bleuler